

# DIE QURUNGU'A UND SIRIONO<sup>1</sup>

mit 13 Abbildungen

VON RICHARD N. WEGNER, Frankfurt a. M.

Schon im 16. Jahrhundert waren Spanier bis in das Amazonas-Einzugsgebiet im heutigen Ostbolivien vorgedrungen. Die Wirksamkeit dieser frühen Entdeckungszüge blieb sporadisch. Erst die Jesuiten schufen seit Ende des 17. Jahrhunderts einen blühenden Besitz im ostbolivianischen Beni. Ihre Missionsbestrebungen erreichten höherstehende Indianerstämme, wie z. B. die Baures und Mojos-Indianer<sup>2</sup>. Diese Stämme bewohnten vorzugsweise Grasebenen oder Flußufer. Durch Verbindungen mit Kulturen des peruanischen Hochlandes besaßen sie seit altersher höhere Fertigkeiten, z. B. die Webkunst. Die Tätigkeit der Jesuiten fand mit ihrer Vertreibung im Jahre 1767 durch das Edikt Carlos III. von Spanien ein Ende. Einst von ihnen gegründete, lange nach ihnen still liegende Gemeindewesen, erfuhren später in der Zeit der Gummi-Konjunktur zu Anfang dieses Jahrhunderts neuen Aufschwung. — Die Tiefe der Urwälder Ostboliviens blieb so viel wie unberührt.

Jetzt erst dringt auch hier im Innersten Südamerikas die Zivilisation in das Dunkel der Wälder. Ihre zersetzenden Einflüsse werden immer mehr die letzten sogenannten wilden Indianer erfassen. Auch in den Urwaldbezirken zwischen den Quellflüssen der großen Stromgebiete des Amazonas, noch weit entfernt vom Verkehr, gehen sie rasch einer Rassenvermischung, Verringerung ihrer Kopffzahl oder dem Aussterben entgegen.

Eine Gruppe kleiner Waldstämme in Ostbolivien, von den Ansiedlern summarisch als Siriono<sup>3</sup> oder Chori bezeichnet, war trotzdem noch vor wenigen Jahren nur vom Hörensagen und gelegentlichen Überfällen bekannt. Aus Strafzügen, früher gelegentlich im Departamento Santa Cruz notwendig, waren Bogen und Pfeile, an Länge und Stärke diejenigen aller anderen Indianerstämme übertreffend, in einige Museen gelangt<sup>4</sup>. Von ihrem übrigen Be-

<sup>1</sup> Der vorläufig in Vortragsform wiedergegebene Bericht über diese Urwaldstämme Ostboliviens wurde ausführlicher bearbeitet in:

Wegner, R. N., Zum Sonnentor durch altes Indianerland, 175 S. m. 180 Abb. auf 122 Tafeln, 40 Strichzeichnungen, 3 Bunntafeln, Darmstadt 1931.

Wegner, R. N., Ostbolivianische Urwaldstämme, Ethnologischer Anzeiger, Band II, S. 321—340, m. 4 Textabb. u. 13 Bildern, Stuttgart 1932.

Wegner, R. N., Tribus primitivas de Bolivia oriental I. Los Qurunguas, II. Los Sirionos. Investigación y Progreso, Jahrg. 7, Madrid, I in Nummer 1, Januar 1933, S. 18 bis 23, II in Nummer 2, Februar 1933, S. 48—56.

Wegner, R. N., Indianer-Rassen und vergangene Kulturen. Betrachtungen zur Volksentwicklung in Süd- und Mittelamerika, m. 156 Bildern auf 128 Taf. u. 31 Zeichnungen im Text, Stuttgart 1934.

<sup>2</sup> Wegner, R. N., Die Mojosindianer. Eine Jesuitenmission im 18. Jahrhundert und ihre spätere Entwicklung. *Petermanns Geographische Mitteilungen*, Gotha 1931, Heft 3/4

<sup>3</sup> Siriono = Chonta-Palme (*Guilielma insignis*).

<sup>4</sup> Herzog, Th., Beiträge zur Kenntnis von Ostbolivien. *Petermanns Mitteilungen* 1910. S. 199ff.

sitz, von Sitten und Gebräuchen wußte man wenig. Kein Reisewerk über Bolivien führte dieses Urwaldvolk im Bilde vor. Prof. Erland von Nordenskiöld, der bekannte schwedische Forscher, der Bolivien auf mehreren Reisen durchquert hatte, schrieb dem Verfasser noch Ende 1926, daß es bisher zu den schwierigsten Aufgaben der ethnologischen Forschung in Südamerika gehört habe, mit Siriono in friedliche Berührung zu treten. Was Nordenskiöld aus älteren Quellen, eigenen Aufsammlungen, Gefangenenuntersuchungen usw. erfahren konnte, hatte er 1911<sup>1</sup> zusammengestellt. Inzwischen war nicht viel Neues hinzugekommen.

In Bolivien versuchte ich, Mitteilungen über ihre Geschichte und in Frage kommende Nachbarstämme einzuziehen. Der Überlieferung nach bestand im 18. Jahrhundert zwischen den Guarayo und Siriono freundschaftliches Zusammenleben. Eine Nachprüfung älterer Nachrichten aus dieser Gegend an Hand früherer Jesuitenaufzeichnungen, sowohl nach Fernandez<sup>2</sup>, Altamirano<sup>3</sup>, Eguiluz<sup>4</sup>, Eder<sup>5</sup>, Marban<sup>3</sup>, Garviga<sup>3</sup>, ergab keine Angaben über die Waldstämme wie die Siriono. 1684 hatten die Jesuiten den südlichen Teil des Beni zu missionieren begonnen. Ihre Schriften mit zum Teil recht interessanten ethnologischen Angaben, ihre zahlreich angelegten Lexica von Indianersprachen, bis zu ihrer Vertreibung 1767 fortgeführt, sind durch neuere Ausgaben dem Schoße der Vergessenheit wieder entrissen worden. Der Name der Guarayo wird z. B. von den Jesuiten schon erwähnt, derjenige der Siriono oder Chori taucht aber erst später auf. Einer der seltenen Berichte<sup>6</sup>, in denen sie schon angegeben, scheint 1780 ein Officio des Gouverneurs von Santa Cruz zu sein. Er berichtet von Gewalttätigkeiten der Siriono, nahe bei Niederlassungen seines Bezirkes. Etwa 30 Leguas von Santa Cruz wohnten sie an beiden Ufern des Guapay (alter Name für den Grande) und des Pira'y. Sie seien nicht gerade schlecht, aber die Ungestraftheit ihrer Beutezüge veranlaßte sie immer wieder zu Räubereien. Die Estanzieros der Gegend schätzten sie etwa auf 500 Leute. Mehr hörte man 100 Jahre später auch noch nicht von ihnen. Ihre kriegerische Ablehnung gegen andere Indianer scheint schlimmer geworden zu sein. Um 1850 entstand eine Jahrzehnte dauernde erbitterte Fehde zwischen Neoze und Guarayo. Den Anlaß dazu sah Cardus in Beleidigungen auf einem gemeinsamen Feste. Den Yuracaré im Westen ihres Verbreitungsgebietes haben die „Siriono“ stets als erbitterte Feinde gegenüber gestanden. Die Durchschlagskraft, welche die übermannshohen Chonta-Bogen ihren langen Pfeilen verliehen, machte sie zu gefürchteten Gegnern, die in frühen Zeiten auch die wenigen

<sup>1</sup> Nordenskiöld, Erland v., Die Sirionoin Indianer in Ostbolivien. *Petermanns Mitteilungen*, Jahrg. 57, S. 16ff. u. 191.

<sup>2</sup> Fernandez, P., *Relacion historial de las Misiones de indios Chiquitos que en el Paraguay tienen los padres de la Compania de Jesus*. Reimpresa fielmente segun la primera edición que saco a luz el P. Z. heran en 1726, Madrid 1825.

<sup>3</sup> Die Berichte von Altamirano (es. 1703), Marban und Garviga sind durch den bolivianischen Historiographen Manuel v. Ballivian 1891, 1897 und 1898 in La Paz veröffentlicht worden.

<sup>4</sup> *Historia de la Mission de Mojos en la Republica de Bolivia* escrita en 1896 por el P. Diego de Eguiluz. Publicasa con varios documentos ineditos referentes en esa mision, biografias y notas por Enrique Torres Soldamando. Lima 1884.

<sup>5</sup> Eder, Fr. X., *Descriptio Provinciae moxitarum in Regno Peruano*. Budas 1791.

<sup>6</sup> René Moreno, Biblioteca Boliviana, *Catalogo del Archivo de Mojos y Chiquitos*. Santiago de Chile 1888. S. 154 u. 462.

Wege gefährdet erscheinen ließen, die im verkehrtsarmen Bolivien ihre Waldgebiete berührten. Wo in abgelegeneren Bezirken am Grande und am Itenes Pflanzungen angelegt wurden, blieben sie als gelegentliche Plünderer lästig. Nach solchen Einfällen verfolgt, dehnte sich der alte Gegensatz zu allen umwohnenden Indianerstämmen in zunehmendem Maße noch auf die Weißen aus. 1925 hatte eine fürchterliche Grippeepidemie die Bewohner vieler Sirionolager dezimiert.

Zwischen Pira'y und Grande ragen mächtige Leguminosen empor, riesige Stämme aus hartem Mahagoni, gewaltigen Säulen gleich, ehe sie sich in beträchtlicher Höhe verzweigen. Die charakteristische Silhouette des Urwaldes bestimmen hier Höhe und Maß der Stämme, Form und Verzweigung der Laubbäume, nicht der Palmen. In kleinen Gruppen bleiben letztere im Unterholz. Die anmutigen Bogen ihrer Blätter, die dunkelgrünen der Motacupalme und die auf der Unterseite mattsilbrigen einer Chontaart unterwölben die Laubkronen. Der Boden ist leicht wellig. In feuchten Gründen stehen lange Strecken großblättriger Patujubüschel (*Heliconia*). Die Riesenbäume der Leguminosen sind für die Werkzeuge der Urwaldindianer unangreifbar, so willkommen ihre Früchte. In der Ausnutzung der Palmen, des Holzes der Chonta- oder Siri-Palme (*Guilielma insignis*), dazu der Tembe, einer anderen Palmenart, der Blätter der Motacupalme (*Attalea princeps*), der Blütenstiele des Chujio oder Fächerschilfes, auch Pfeilgras genannt (*Gymnerium saccharoides*) an Flußufern und Lagunen, der Bambus- oder Tacuara-Stämme (*Gadua*) baut sich das Leben der Urwaldbewohner auf. Darin zeigen sie eine gute Anpassung an die wichtigsten Pflanzen ihrer Umgebung. Der Kulturbesitz dieser Waldstämme, soweit man ihn aus früheren kriegerischen Zusammentreffen kennen lernen konnte, war daher dem äußeren Ansehen nach der gleiche. Alle führen sie die übermannshohen Chonta-Bogen, die bis  $3\frac{1}{4}$  Meter langen Pfeile. In ihren aus jungen Motacu-Blättern geflochtenen Tragtaschen fanden sich die gleichen Schneckenschalen, Wachsballen und vor allem das eigentümliche Instrument Hirazi oder 'Aikudin genannt. Es besteht aus dem scharfen Schneidezahn eines Hochi<sup>1</sup> am Werkende. Als Handgriff wird ein abgebrochenes Stück vom Oberschenkel eines Manechi<sup>2</sup> verwandt. Der Nagezahn wird dabei durch eine festanliegende Schnurumwicklung in eine schräge Bruchstelle der hohlen Röhre des Knochenschaftes so eingeschäftet, daß das Kniegelenkende als Griffknopf dient, wobei der Daumen der Arbeitshand auf der Rückseite des Knochens in die Grube zwischen den Gelenkknorren gestemmt wird. Bei dieser Anordnung wird das zierliche Instrument doch zu einem kräftigen Werkzeug (Abbild. 12, Fig. 2, Seite 179).

Bei solcher Gleichheit in wichtigen Teilen der äußeren Habe blieb es bisher verborgen, daß zwischen den Siriono ein kulturell wie rassenanatomisch niedriger stehender Stamm, den ich als Quruñgu'a bezeichne, das gleiche Waldgebiet bewohnt.

#### DIE QURUÑGU'A.

Bei umwohnenden Siriono soll Quruñgu'a oder Uruñgu'a laut Vorweisung am Naturobjekt „Sumpfschnecke“ bedeuten. Vor acht Jahren sollen diese Ur-

<sup>1</sup> Goldhase (*Dasyprocta*).

<sup>2</sup> Brüllaffe (*Mycetes seniculus*).

waldbewohner zirka 7 bis 8 km von der Ortschaft Cuatro-Ojos entfernt, auf dem westlichen Ufer des Pira'y noch in 18 größeren Lagern gehaust haben. Auch unter ihnen wütete eine grippeartige Epidemie. In der Nähe des Establecimiento „24 de Septiembre“ kamen 1926 ihre verhungerten Gestalten aus dem Walde, töteten mehr aus Angst ein wertvolles Maultier durch Herzschuß auf 15 m Entfernung mit einem ihrer langen Pfeile. Die Durchschlagskraft war so groß, daß der Pfeil auf der anderen Seite des Tieres zum Vorschein kam. Durch die Besonnenheit eines dort tätigen deutschen Verwalters wurden die Kinder des Waldes in freundlicher Weise durch gelegentliche Verabreichung von Lebensmitteln an die Niederlassung gewöhnt.

An der gleichen Stelle konnte ich ihnen, obgleich sie trotz der vorangegangenen Berührung mit Weißen, insbesondere ihre Frauen, immer noch sehr scheu waren, wieder begegnen. Die beiden alten Männer, zwei junge Männer (Abbild. 1) und ebenso zwei Frauen des kleinen, zur Zeit meiner Beobachtungen noch dreizehn Personen umfassenden Stammes, mögen etwa 5 bis 6 Weißen oder Mestizen vorher begegnet sein. Ich habe mich bemüht, jedem solchen Fall nach Möglichkeit nachzugehen. Meine Guarayo-Träger aus den Missionsniederlassungen bei Ascencion staunten bei dem bärtigen Anblick der beiden von ihnen nie gesehenen Quruñgu'a-Männer. Ich ließ meine indianischen Träger in genügender Entfernung beim Besuch der Leute zurück. Ihre Unberührtheit hatte so zu meiner Zeit noch kaum Schaden gelitten. Ungehindert lebten sie freizügig in den Wäldern, auch wenn sie sporadisch bei Hunger in der Nähe der erwähnten Hacienda in einiger Entfernung von Cuatro-Ojos erschienen.

Die Quruñgu'a-Männer, denen ich begegnete, waren, im Gegensatz zu später besuchten Siriono, auffallend kräftige Gestalten mit starkem Gebiß und breiter Nase bei querstehenden Nasenlöchern. Rein körperlich vermochten sie bedeutende Widerstandskraft zu entfalten. In drei Merkmalen wichen sie besonders von allen umwohnenden Indianern mit Einschluß der anderen Siriono (Abbild. 4 u. 9) ab, durch ihre Körpergröße von 1,70 bis 1,90 m Höhe, leicht welliges Haar gegenüber dem glatten Straffhaar anderer Indianer und den auffallenden Bartwuchs<sup>1</sup>. Letzterer ist unter südamerikanischen Indianern, die eine spärliche Gesichtsbehaarung vielfach schon jung durch Ausrupfen zu entfernen pflegen, recht in die Augen fallend, sonst nur noch am Caracara in Matto Grosso von älteren Guato als typisch bekannt<sup>2</sup>. Das Kopfhaar wird gelegentlich bis auf 5 bis 10 cm Länge gekürzt. In der Hautfarbe sind dunkle melanesoide Töne bei mehreren Individuen zu beachten, zahlreiche Schrunden und Narben am Körper der älteren Leute. Unter den wenigen Quruñgu'a-Frauen, die ich zu sehen bekam, bedauerte ich, nur kleinen elenden Gestalten zu begegnen, aufs Skelett abgemagert mit vorgetriebenen Bäuchen<sup>3</sup>. Ein Quruñgu'a-Jüngling, der sich Ansiedlern bei Cuatro-Ojos schon lange vorher angeschlossen hatte, war noch nach zwei Jahren unfähig, ein vorgesprochenes Wort nachzusagen und trotz herkulischer Muskulatur nur imstande, wenige Griffe nachzuahmen, die über die Handhabung seiner alten Waffen und Werkzeuge hinausgingen. Er lernte auf Anrufe reagieren, drehte, auf einer Kiste sitzend, alle ihm unbekannt

<sup>1</sup> Siehe Wegner, l. c. 1931, Taf. 51.

<sup>2</sup> Schmidt, Max, Die Guato und ihr Gebiet. *Baessler Archiv*, Band IV, Heft 6, S. 271, Fig. 28. Leipzig 1914.

<sup>3</sup> Siehe Wegner, l. c. 1932, Taf. XV, Fig. 1.

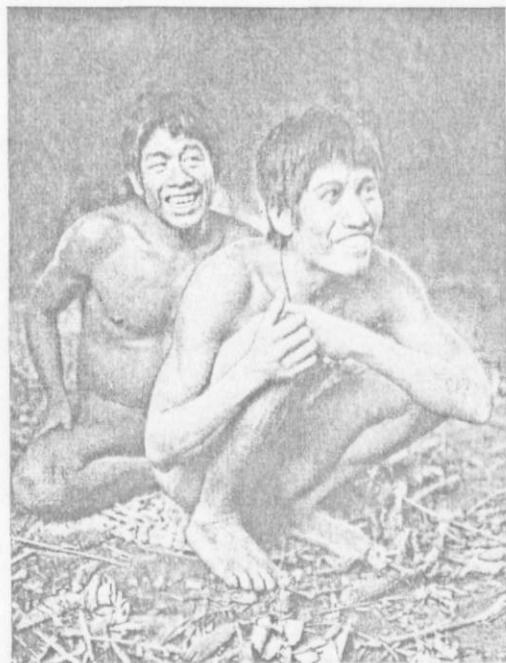


Abb. 1.

Zwei junge Eingeborene vom Stamm der Quruñgu'a aus den Sumpfwäldern am Piraý, Ost-Bolivien.



Abb. 2.

Zwei zwölfjährige Knaben vom Stamm der Quruñgu'a (rechts) und der Siriono (links) nebeneinander zum Vergleich. Der primitive starre Gesichtsausdruck ist auffallend bei dem Quruñgu'a Knaben.

Abb. 3.



Gegenstände immer wieder mit unverhohlenem Interesse in den Händen, ohne die Bedeutung derselben am Beispiel zu erfassen. Scheu und ungelehrig, wird leider ihr Schicksal bald besiegelt sein.

In der Form der hergestellten Waffen und Werkzeuge weichen sie weitgehend von den benachbarten Indianerstämmen ab, nur solchen der nachstehend geschilderten *Siriono* gleichen sie weitgehend. Bei den *Quruñgu'a* ist der Bogen besonders stark, zum Unterschied zu anderen *Siriono*-Stämmen eine bis zu 10 cm breite, nach den Enden zu spitz zulaufende Latte aus Chontaholz. Gelegentlich verwendet der *Quruñgu'a* statt dieses besonders breit gearbeiteten Bogens einfach einen rohen Stab oder Knüppel, mitunter mit einer geeigneten leichten Knickung. Die Bogenschnur sichert an dem einen Ende eine enge Schlinge, außerdem eine mehrfache Umwicklung.

Die verschiedenen, bis zu  $3\frac{1}{2}$  m Länge gefertigten Formen der Pfeile sind bei *Siriono* und *Quruñgu'a* die gleichen. Die Pfeilspitzen, glatt oder mit Widerhaken, werden aus dem Holz der Tembe-Palme, eine breite messerartige Schneide aus Tacuara geschnitzt. Der Widerhaken wird nicht aus dem Holzstück herausgearbeitet, sondern durch Umwicklung eines zweiten zugespitzten Holzstückchens unterhalb der Pfeilspitze angefügt. Die Spitze aus einem 0,5 bis 1 m langen Tembestab wird unter Verwendung von schwarzem, über dem Feuer weich gemachten wilden Wachs in die Aushöhlung des Chujio-Schaftes eingepicht. Für die Schwungfedern werden mit dem sägeartigen Unterkiefer der *Palometá*<sup>1</sup> jederseits zwei gerade Rinnen gezogen, um sie mit Wachs darin einzufalzen. Die Einsatzlinien dieser Schwungfedern verlaufen gerade, nicht in einer Schraubenlinie, wie z. B. bei den *Guarayo*. Dafür werden aber die Federn in die Rinnen so gepicht, daß eine Oberseite gegenüber einer Unterseite einer Federhälfte zu stehen kommt. Alle Verbindungsstellen werden durch feine Umwicklungsschnüre mit Wachsüberzügen ebenso wie die Einkerbungen für die Bogensehne am Schwungende gesichert. Die *Quruñgu'a* gewinnen das Material für diese Schnüre aus den Fasern einer Blattrippe.

Vor dem Einschäften der Pfeilspitze aus Hartholz wird der Schaft aus Chujiorohr mit Chontabastfasern, die gut gewachst werden, umwickelt, um ein Aufplatzen des leichten Rohres zu verhindern. Die Pfeilspitze aus hartem Chontaholz glättet man auch am Schaftende, überzieht sie mit Wachs, um sie heiß über dem Feuer in den Rohrschaft hineinzutreiben. Bogen und Pfeile erfahren noch eine peinliche Nachbearbeitung. Da sieht man ein Absengen herausstehender Fasern, ein Geradeziehen kleiner Biegungen der Spitzen über dem Feuer, das Wachsen von Schnüren durch Hin- und Herziehen über einem Wachsstück, Übergehen der angelegten Bogenschnur mit einem angekohlten Holzstück und Glattstreichen mit dem Fingernagel. Der Pfeilschaft wird zwischen großer und zweiter Zehe gehalten, während der Mann daran arbeitet. Im Feuer wird die Bogenschnur durch Sengen widerstandsfähiger gehärtet, herausstehende Faserenden mit den Zähnen abgebissen.

Zur Befestigung der Sehne an dem plumpen schweren Bogen wird zunächst um eines der zugespitzten Enden des Bogenholzes eine enge Schlinge gelegt und fest angezogen. Das schon umbundene Ende wird an den Boden gedrückt, die Bogenmitte durch Anstemmen des linken Fußes kräftig gekrümmt. Rasch

<sup>1</sup> Sägesahmler (*Pygocentrus piraya* Cuvier).

wird in diesem Augenblick eine Schlinge auch um das andere Bogenende geworfen und unter Hinzufügen einer Hilfsschlinge allmählich fester angezogen. Das Schnurende liegt etwa ein Hundertstel der ganzen Bogenlänge vom Ende entfernt.

Am Rande einer Lagune sank ein Quruñgu'a wie ein Stein an einer tieferen Stelle ab und wäre ertrunken, wenn nicht ein anderer ihn rasch an den Haaren in flacheres Wasser gezogen hätte. Da sie nicht schwimmen können, sondieren sie beim Überschreiten eines Wassergrabens vorsichtig mit einem ihrer langen Pfeile den Grund. Eines Tages an den Fluß geführt, bekamen die Männer zum ersten Mal ein Boot zu sehen, eines der flachen ortsüblichen Kanus. Unbekannt mit diesem Fahrzeug setzten sich alle, ehe es zu hindern war, auf die eine Bordkante, so daß unser Boot umschlug. Es war schwer, die Leute zu retten, zwei ertranken und ihre Körper wurden durch die Strömung abgetrieben. Dieser Unglücksfall bewies, wie unvertraut die Quruñgu'a mit den Flüssen waren.

Der Quruñgu'a, der keine Hängematte kennt, begnügt sich als Schlafunterlage mit geflochtenen Bodenmatten aus Motacublättern. Zum Regenschutz dienen über Stämmen schräg gestellte Blätter dieser Palme, die in der Trockenzeit lose zusammengestellt werden. Männer und Frauen halten sich innerhalb der Lagerstätten getrennt. Die Männer kümmern sich um Frauen und Kinder wenig. Etwa vom 12. Lebensjahre (Abbild. 3) an beginnt man Knaben mit auf die Jagd zu nehmen.

Bei der Nahrungssuche, wie in der Nahrungsaufnahme offenbart sich sehr deutlich ein primitiver Zustand der Quruñgu'a. Sie sind hauptsächlich Waldjäger, die daneben eine Reihe von Waldfrüchten sammeln. Um zu trinken, stellten sie sich breitbeinig am Rande der Lagune hin, mit der akrobatenmäßigen Biegsamkeit ihres Körpers beugten sie sich dann so weit vor, daß sie direkt mit dem Munde aus dem Wasser tranken. Alles Fleisch, das sie von keinem Tier verschmähen, wird in der glühenden Holzasche geröstet, ohne die Eingeweide auszunehmen, Gürteltiere und Schildkröten gleich in der Schale. Die Quruñgu'a kennen kein Geschirr, selbst Wasser wird in Patuju-Blättern, übrigens weite Strecken, mit großer Geschicklichkeit getragen. Nur eine einzige Kochtopfform, und zwar nur zum Zubereiten einer wildwachsenden Bohnensorte, wurde angewandt. Hierzu benutzen sie ein seltsames Gefäß. Damit es nicht umfällt, ist es am Boden mit einer Tonspitze versehen, um es in die Erde zu stecken. Holz wird dann um dasselbe herumgeschichtet. Ob es die Quruñgu'a selbst anfertigen, konnte ich nicht feststellen. Die Frauen versuchten, gerade dieses Gerät ängstlich vor mir zu verstecken, so daß ich kein Exemplar davon für die Sammlung erhielt.

Der Körperschmuck ist recht gering. Einige wenige Zähne an einer Schnur um den Hals, an der häufig noch Werkzeugschneckschalen hängen, ist alles. Manche Quruñgu'a verstehen es, in mühsamer Weise mit einem kleinen Eichhörnchen-Schneidezahn Löcher in das Wurzelstück von Schweine- oder Tejon-Eckzähnen<sup>1</sup> zu kratzen, andere kennen nur eine Umwicklung der Zahnwurzel mit gewachsenen Pflanzenfasern zur Befestigung an der Halsschnur. Der Häuptling ritzte einmal mit Hochizähnen die Männer in die Arme, besonders aber in die Waden. Alle Männer blieben danach 2 bis 3 Tage im Lager

<sup>1</sup> Nasenbär oder Coati.

liegen, schon der Wundbeschwerden wegen. Für ihnen geschenkte Glasperlen besaßen die Quruñgu'a kaum Interesse, ungeschlüssig wurde eine Kette von solchen in der Hand hin- und hergedreht.

Eine aus Motacu-Palmblattstreifen geflochtene Vorratstasche enthielt 18 Reservemuscheln, die zum Schaben und Polieren dienen, 4 Unterkieferhälften vom Goldhasen oder Hochi, zwei vom Eichhörnchen, drei Wachsballen in Blätter gewickelt, das eingangs geschilderte Kratzinstrument, Rajastacheln (*Trygon hystrix*) und Palometakiefer. Bei drei Männern und auch bei einem halbwüchsigen Knaben fand ich hellbraune Eichhörnchenschwänze am Haar des Hinterhauptes mit Wachs festgeklebt, noch beliebter war es, sich die schwarz, braun und weiß gestreiften Federn der Pava pintada (*Crax sclateri*) anzukleben.

Acht bis zehn Tage vor Beginn eines Tanzes werden in der Nähe des Tanzplatzes einige Löcher mit der Hand in der Erde ausgehöhlt, diese mit Patuju-Blättern, die keine Risse haben dürfen, ausgekleidet, und darin ein gegorenes Getränk aus wildem, mit Wasser durchtränktem Honig, bereitet. Zum Schöpfen dienen Unio-Schalen. Soweit ich selber beobachten konnte, finden die Tanzfeste bei den Quruñgu'a bei beginnendem Mond statt. Nur die Männer tanzen, sich mit der rechten Hand unterhakend, in der linken Bogen und Pfeile haltend, 5 bis 6 Schritte vorwärts und zurück. Die Frauen sitzen unbeteiligt daneben, stoßen ein einförmiges „Tu, Tu“ mehr hauchend als tönend hervor.

Von einem Kranken wenden sich dessen Genossen wie unwillig ab, richten sich starr zur Seite, um die Schmerzen eines Sterbenden nicht zu sehen. Nach dem Ende verläßt man schnell das Lager, die paar Habseligkeiten zusammenraffend — achtlos bleibt der Tote liegen.

Seit altersher galten im Beni und im Departamento Santa Cruz gewisse Teile der Chori als stumm. D'Orbigny berichtet 1832 von Erzählungen darüber, nur zweifelt er nachher an der Richtigkeit der Angaben, weil die Siriono, die er kennen lernte, Verständigungsmöglichkeiten vermittels des Guarani boten. Die Quruñgu'a sind die Leute, auf die sich alle ewig wiederholten Gerüchte des Stummseins bezogen, denn auch die Ñeozé z. B. unter den ihnen so nahestehenden Siriono, bezeichnen die Quruñgu'a als stumm.

Solchen Angaben stand ich durchaus ablehnend gegenüber. Die Geschichte der Ethnographie berichtet von ursprünglich auftauchenden Ansichten, daß z. B. von den Wedda auf Ceylon, den Guay'aki in Paraguay eine Sprache von Ungeschulten zunächst nicht zu ermitteln gewesen sei. Nähere Kenntnis von den als Beispiel angegebenen Stämmen erwies dies bald als unrichtig, und ihre Sprache wurde allmählich aufgezeichnet.

Jeder, der alte, eingefangene Siriono einmal gesehen hat, weiß, wie rasch sie unter aufgezwungenen Bedingungen zur stummen Teilnahmslosigkeit herabsinken.

Mein Optimismus, bald einzelne Wortaufzeichnungen zu erhalten, verging immer mehr, als ich wochenlang mit den Quruñgu'a allein war. Nach langem Zögern zwang schließlich eine in jenem Jahre besonders weit fortschreitende Überschwemmung, aus dem Gebiete abzureisen.

Nach meinen Beobachtungen besitzen die Quruñgu'a aber eine reiche Skala anderer Verständigungsmöglichkeiten. Bald konnte ich erfahren, wie sie ihren Unwillen äußern. Ärgerlich zischen sie „Hütütütü“, die Männer schlagen





Abb. 4. Siriono mit schütterem Bartwuchs aus den Wäldern südöstlich von Bibosi (Dep. Santa Cruz, Ostbolivien).



Abb. 5. Tanzende Tiriniéfrauen. Mündung des Rio Grande in den Mamoré.

sich wütend auf den rechten Oberschenkel und stampfen mit dem linken Beine auf, die Frauen klatschen sich gegen die Lende. Zeichen und Gebärden spielen die überwiegende Rolle. Soll jemand weggehen, so äußern sie z. B. neben der Wendung des Armes einen Gaumen-Laut, den man mit „tuch-tuch-“ aufzeichnen könnte. Damit werden Wege gezeigt, Richtungen angegeben, es bedarf einer leisen Bewegung der Hand, um einen anderen herbeizuholen. Einer der bärtigen Alten, welcher das Ansehen eines Oberhauptes genoß, kannte sogar das Guarani-Wort „Tata“ für Feuer der benachbarten Neoze. Aber das war eine Feststellung nach langer Beobachtung. Eine richtige artikulierte und grammatikalische Sprache habe ich, den Quruñgu'a bei größter Aufmerksamkeit nicht ablauschen können.

Mit Schlußfolgerungen aus der Beobachtung, daß die Quruñgu'a einen Sprachgebrauch nicht zeigten, wird man bei einem so erstaunlichen Phänomen äußerst zurückhaltend sein müssen. Als feststehend darf man zunächst nur behaupten, daß sie eine Sprache mit Kehllauten vor Fremden auch im täglichen Leben nicht merken lassen, sondern durch Gebärdenübermittlung und Zischzeichen ersetzen. Wieso aber mag es zu einem solchen Gebahren gekommen sein? Die Quruñgu'a stehen noch unter den Siriono, die bisher schon als primitivstes Volk Südamerikas von vielen Seiten angesehen wurden. So konnten sie von umwohnenden Völkern in die Urwaldwinkel zurückgedrängt werden. Der geschlossene Wald, in seiner Undurchdringlichkeit schwer zu überwinden, ist tierarm. In ihm vermögen sich nur kleine Gruppen von wenigen Personen zu erhalten. Die Isoliertheit des Lebens drängt die Möglichkeit sprachlichen Verkehrs auf ein Minimum zurück. Die Jagdmethoden dieser Leute verlangen geräuschloses Anschleichen und Verständigen. Lautes Rufen, Schreien, auch unartikulierter Art habe ich von den Quruñgu'a nie zu hören bekommen. Eine genaue Untersuchung ihres Kehlkopfes ist mir nicht möglich gewesen. Das wenig Veränderliche ihrer Gesichtszüge ist mir immer wieder aufgefallen. Wenn sie lachen oder über irgend etwas freudig erstaunt sind, besitzt ihr Lachen oder Grinsen etwas Starres. Man möchte es als ein gefrorenes Lachen bezeichnen. Den Gesichtszügen der Quruñgu'a fehlt ein rasch wechselndes Mienenspiel, das bei irgend einer Mitteilung selbst das doch so wenig bewegliche, zurückhaltende Gesicht anderer Indianer zu beleben pflegt. Ungesehen glaubte ich einmal durch Spalten hinter Holzstücken lauschen zu können. Demütig wartete eine Frau auf Beuteabfälle von den hinter Palmblattwänden verborgenen Männern. Gierig erschien eine hinzueilende Gefährtin. Greifbar vor mir stehend, verständigten sich die Frauen doch nur durch erregte Gebärden.

Gespannt habe ich immer wieder aufzupassen gesucht, wenn das alte Quruñgu'a-Oberhaupt seinen Frauen Winke gab, die sie aufs peinlichste befolgten. Eine Kopfbewegung, manchmal begleitet von einem feinen Zischen, das war alles, es gab nichts aufzufangen, was Lauten einer artikulierte Sprache ähnelte. Die Gesichtsmimik blieb bei finsterem Zusammenziehen, lachendem Grinsen, und unzufriedenem Vorschieben der Lippen, alles, wessen das Quruñgu'a-Gesicht mir im Ausdruck fähig erschien. Feinere Nuancen fehlten, so daß ihre Gesichter manchmal etwas maskenartiges haben konnten. Die Frage, warum Bemühungen um sprachliche Aufzeichnungen gerade hier erfolglos blieben, heischt folgenden Erwägungen nachgehen. Für die Beurteilung ihres

Verhaltens ist zunächst an Einflüsse wie Dämonenfurcht, auch wenn sie noch nicht feststellbar waren, bei solch primitiven Völkern zu denken. Es gibt viele Stämme in Südamerika mit der Vorstellung, in jedem Fremden ein seltsames Wesen zu sehen, womöglich die Verkörperung eines Dämons zu fürchten, der Schaden bringen könne.

Aus der Südsee sind Völkerschaften bekannt, die niemals im Walde sprechen dürfen, aus Furcht vor den Dämonen des Urwaldes oder sie üben eine besondere Urwaldsprache, bei der Gesten und Mimik eine Rolle spielen. Um nur ein Beispiel anzuführen, darf z. B. auf den Salomonen während der Bonito-Fischerei kein Wort gesprochen werden. Furcht vor Dämonen könnte auch die Indianer Ostboliviens gegenüber dem ihnen unbekanntem Weißen zurückgehalten haben. Da ich mitten unter den *Quruñgu'a* gelebt habe, und die Leute auch aus ihrem ständigen Lebensmilieu, dem Urwalde, hinaus über die Graspampa geleiten konnte, so mußte bei nur zeitweiliger Enthaltsamkeit vom Sprechen hierin obendrein eine ganz ungewöhnliche Konsequenz und Energie angewandt werden, denen ihr sonstiges Gebahren wenig entsprach.

Unrichtig wäre es, ein Fehlen sprachlicher Äußerungen ebenfalls als Zeichen besonderer Primitivität deuten zu wollen. Ihre Holzkultur erscheint eher als Rückschritt, aufgezungen durch den Aufenthalt im steinlosen Urwalde.

Anschaulich wurde manches für mich durch ein kleines dreijähriges *Siriono*-Mädchen „*Irati*“. Sterbenskrank war es für eine Axt und ein Buschmesser von seinen Eltern, wilden *Ñeozé*, gekauft worden. Von Eingeweide-Parasiten geheilt, blühte es rasch auf, hatte bald, im Gegensatz zu dem zwanzigjährigen *Quruñgu'a*-Jüngling einige Worte spanisch plappern gelernt (Abbild. 10). Mit Vorliebe verständigte sie mich aber durch Zeichen. Wenn sie in wachsamer Beobachtung mir etwas zeigen wollte, so berührte sie mich leise, um merklich in der Bewegung, ein Tier nicht zu verscheuchen, mich mit den Augen hinzulenken. Still verstand sie alle Wünsche durch Zeichen auszudrücken.

Nach einer persönlichen Mitteilung meines inzwischen dahingeshiedenen Freundes, Prof. Hermann von Ihering, früher Leiter des Museums in São Paulo, kommt unter Ges-Völkern, bei abgeschlossenen kleinen Urwaldgruppen, die in abgelegenen Urwaldbezirken Brasiliens leben, Sprachlosigkeit infolge Degeneration vor. Es könnte ein Degenerationsvorgang möglich sein, der niedrige Menschenstämme, wenn sie vereinzelt in kleinen Familiengruppen unter schweren Daseinsbedingungen im ewigen Halbdunkel der Wälder abgeriegelt werden, auch ohne ausgeprägte Umgangssprache sich miteinander verständigen läßt. Wenn das schweigende Verhalten der *Quruñgu'a* rassenpsychologisch von großem Interesse ist, so muß man bei so seltsamer Einstellung auch an das starke Gebundensein indianischer Rassen an magische Vorstellungen denken.

Ausdrucksmöglichkeiten durch Zeichen setzen begriffliche Festlegungen ebenso voraus, wie sprachliche Bezeichnungen. Eine alles Wichtige umfassende Kenntnis solcher Zeichen wäre notwendig, zum Verständnis ihrer Psyche einzulernen. Man wird mit diesen, so andersartig eingestellten Urwaldprimitiven lange leben müssen, um eine solche Kenntnis zu erlangen. Ihr Ausschluß sprachlicher Verständigung macht es ihnen aber ebenso schwer, uns eine Tür zu öffnen, in ihr Begriffsvermögen einzudringen.

Seine Gedanken geheim zu halten, sich durch Zeichen zu verständigen,

mystischen Symbolen die Bedeutung ganzer Vorstellungskomplexe zu geben, ist ein Grundzug allen indianischen Wesens, noch schwerer an der Wurzel zu erfassen als bei höher entwickelten Kulturen.

Merkwürdig bleibt das Verhalten der Quruñgu'a jedenfalls, wenn es auch nicht aus dem Rahmen des von Primitivvölkern Bekannten herausfällt. Ein holländischer Kolonialoffizier und geschulter Beobachter hatte 3 Monate auf einem Jagdzuge einen Kubu, einen Angehörigen des primitiven Urwaldvolkes Sumatras, ständig bei sich, ohne daß der erfahrene und seinem Herrn freundlich zugetane Pfadfinder auch nur ein einzigesmal gesprochen hätte. Der Kubu reagierte auch nicht auf die Anwendung seiner schon bekannten Sprache.

Sollte es größere Gruppen von 20 bis 100 Individuen richtiger Quruñgu'a noch in den Wäldern geben, so mögen die Verständigungsformen andere sein. Vergeblich habe ich das Gebiet auf beiden Ufern des Grande danach durchzogen. Eine größere Gruppe von Quruñgu'a hätte vermutlich nicht zu einem solchen, möglicherweise degenerativen Prozeß gelangen können. Es war erfolglos, danach zu fahnden.

Stark ausgeprägte Überaugenbrauenbogen, eine platte, australoide Nase mit quergestellten Nasenlöchern, schmale, langgestreckte Waden stehen als einprägsame primitive Merkmale einem kräftigen hohen Körperwuchs bei den Männern gegenüber. Auch dieser allgemeine körperliche Status neben solchen primitiven Merkmalen spricht dafür, daß es sich bei Sprachmängeln um einen Rückbildungsvorgang innerhalb einer kleinen Gruppe handeln könnte.

Im Ganzen habe ich meinen ersten Eindruck verstärken können, daß in den Quruñgu'a Nachkommen eines Restes einer Urbevölkerung enthalten sein könnten, der bei einigen Gesichtsformen an Vergleiche mit Papua oder Südsee-Bewohnern denken läßt. Bei manchen der nachfolgend besuchten Stämme fahndet man dagegen ganz vergeblich nach solchen fremdartigen Typen, sie gleichen den indianisch-mongoloïden Zügen anderer Waldvölker. Solche spezifischen Merkmale südamerikanischer Indianer, z. B. mongoloïde Schlitzaugen, erscheinen aber auch bei den Quruñgu'a.

## SIRIONO

Ungleich schwieriger war es, abgesehen von den Siriono an der Einnündung des Grande in den Mamoré und auf der Missionsstation Santa Maria in der Nähe der Guarayo-Missionen einzelne andere Unterstämme der eigentlichen Siriono an ihren Wohnsitzen anzutreffen. Monatelang bin ich in den Wäldern herumgestreift, kaum erkennbaren Indianerpfaden nach, die erst ausgeschlagen werden mußten, um auch für uns gangbar zu werden. Kam man nach mühsamen Märschen endlich an eine Wohnstätte, lag sie oft erst vor kurzem von ihren flüchtigen Bewohnern verlassen. Diese typischen Urwaldwildern sind scheuer als leicht zu vergrämdes Wild. Der Fall dürfte eingetreten sein, daß sie mich aus stiller Verborgenheit beobachteten, ich aber nichts von ihnen im Dunkel des Waldes bemerken konnte. So habe ich nur ganz allmählich Material über die Siriono-Stämme der Ñeozé, Tirinié, Jande usw. zusammentragen können. Die dürftigen ethnologisch brauchbaren Nachrichten über die



Siriono, welche vor meinem Bericht<sup>1</sup> sowie danach<sup>2</sup> den Weg in die Öffentlichkeit gefunden haben, betreffen ausnahmslos die Ñeoze. Mit diesem Namen bezeichnen sich selbst viele Siriono am Grande und am Mamoré als Ñeoze-née<sup>3</sup>, die aus sich herausgehen, d. h. aus der gleichen Verwandtschaft, was dem Sinn nach also so viel wie Verwandte bedeuten soll.

Die Ñeoze schauen tief auf ihre angeblich stummen Nachbarn an den Waldsümpfen herab. Nicht immer ist das Verhältnis ein freundliches, mit dem Siriono und Quruñgu'a einander im Walde begegnen. Am Mamoré fürchtet man die Quruñgu'a als gute Schützen sehr. Bei den Tirinié und Jande, zwei anderen kleinen Indianerstämmen am Mamoré, habe ich furchtbare verheilte Pfeilnarben gesehen, die, wie mir die Leute erzählten, von diesen Nachbarn herrühren.

Der Wortschatz der Ñeoze am Chaparé stimmt bei einem Vergleich mit dem der Siriono am Grande überein, in den Dialekt der Ñeoze am Grande scheinen mehr Guarayo-Wörter übernommen zu sein. Während sich so zwischen den weit auseinandewohnenden Teilen ein und desselben Stammes der Ñeoze beträchtliche Sprachverschiedenheiten finden, sprechen die Tirinié und Jande<sup>4</sup> zum Teil das gleiche Idiom, wie der ihnen unmittelbar benachbarte Teil der Ñeoze. In ihrem psychologischen Verhalten dagegen stößt man oft bei dicht benachbarten Unterstämmen auf einprägsame Verschiedenheiten. Überall erweisen sich die Ñeoze als die Intelligentesten.

Das Gesamtverbreitungsgebiet der Ñeoze läßt sich vorläufig nur an den Grenzen mit andern fremdrassigen Indianern einigermaßen bestimmen. Das Waldgebiet, in dem sie nomadisierend umherstreichen, dehnt sich nicht über den Hochwald hinaus. Meist bleiben dabei die Unterstämme auf ihren Zügen innerhalb eines oft eng begrenzten Urwaldgebietes, besonders solche Stämme, die wie die Ñeoze Pflanzungen, in Bolivien Chacos genannt, besitzen, von denen sie sich für gewöhnlich nicht gerne allzuweit entfernen.

Die Ñeoze kommen nach Süden im Bereich des Departamento Santa Cruz, wenn auch nur gelegentlich auf Wanderzügen, bis nach Bibosi, sogenannten nach einer Ficusart, am Wege von Santa Cruz nach Puerto Alonso vor. Nordöstlich und östlich davon werden sie in den Wäldern des Departamento Santa Cruz von den Yaneigua<sup>1</sup> oft feindlich bedrängt. Im östlichen Teile des Verbreitungsgebietes der Ñeoze bilden die Guarayo-Missionen ein Enclave inmitten verschiedener Ñeoze-Gruppen. Hier waren soeben die ersten Versuche gemacht worden, ihnen eine Missionsfürsorge zuteil werden zu lassen. Im Norden, im Departamento Beni wandern sie bis Torno Largo, weiter unterhalb kommen sie nirgends mehr bis an die Ufer des Mamoré. Vom Establecimiento Torno Largo aus konnte ich verschiedene kleine Stämme besuchen, die sich mir gegenüber selbst als Ñeoze, Tirinié und Jande<sup>5</sup> bezeichneten. Im Westen besitzen sie am Mittel- und Unterlauf des Ichilo, Chimoré und Chaparé bis zum

<sup>1</sup> Wegner, R. N., Die Quruñgu'a, ein neuentdeckter Stamm primitivster Kultur in Ostbolivien. *Phoenix, Zeitschrift des deutschen wissenschaftlichen Vereins*, Jahrg. 1928, S. 369—384. Buenos Aires 1928.

<sup>2</sup> Radwan, Arthur, Einiges über die Siriono. *Zeitschrift für Ethnologie*. Jahrg. 1928, S. 291—296. Berlin 1929.

<sup>3</sup> nasales n.

<sup>4</sup> Siehe diesen Bericht S. 178.

<sup>5</sup> Jande ist ein Tupi-verwandtes Wort, das „große Leute“ bedeutet.



Zusammentreffen dieser Flüsse ein ziemlich geschlossenes Verbreitungsgebiet, in dem ihr ehemals so kriegerischer Charakter noch am stärksten hervortritt. Vom Ostufer des Chaparé sollen sie, hier Siriano genannt, sogar dort einst ansässige Yurucaré verdrängt haben. Einige Yurucaré zeigten mir beträchtliche Narben nach überstandenen Verletzungen durch die Holzpfeile der dortigen Siriono. Im Nordosten reichten sie bis in die Nähe des Itenes und kommen nach Norden ziemlich weit bis in den Bereich seines Unterlaufes hinab.

Die durch die Grippe-Epidemie von 1925 verursachte Wanderbewegung wurde zunächst an einer Stelle unweit der Guarayo-Missionen in friedliche Bahnen gelenkt.

Ein einst als Knabe von Ansiedlern gefangener Neoze hatte während einer gütigen Erziehung auf einer Hacienda spanisch sprechen gelernt. Bei einem Überfall seiner Verwandten auf die Felder dieser Ansiedlung wurde er nach Jahren zu seinem Stamm zurückgeschleppt, um unter diesen den Frieden mit den Ansiedlern zu befürworten. Unter seinem Einfluß und noch mehr durch Hungersnot getrieben, erschienen zuerst am Grande, dann an anderen Flußläufen ihre unbedeckten Gestalten, ohne Waffen, um auf friedliche Weise Nahrungsmittel zu erbetteln. Mit dem Jahre 1927 hatten diese stellenweisen Befriedigungsprozesse solche Fortschritte gemacht, daß die Franziskaner zum ersten Mal in ihrer Jahrhunderte alten Tätigkeit in Bolivien auch an eine Missionierung der Siriono denken konnten. Die ersten Hüttenbauten mit Motacu-Dächern waren gerade in Santa Maria für diesen Zweck errichtet, als ich dort anlangte. Diese friedliche Annäherung, ohne daß eine eindringende Zivilisation etwas verlöscht hatte, sollte sich für Beobachtungen als günstig erweisen, auch später bei den Siriono am Unterlauf des Grande. Der einstige Gefangene wurde mir ein wertvoller Dolmetscher, trotz seiner schon ungünstigen Erfahrungen mit Weißen. — Seine zweite Frau war ihm gestorben, gerade hatte er ein zehnjähriges, eben reifes Mädchen, das einzig mannbar gewordene im Stamme, zugeteilt erhalten. Das erste Menstrualblut trug sie über den Unterleib geschmiert. Ein halbes Kind noch, suchte sie sich nach Möglichkeit vor dem Herrn Gemahl zu drücken.

Der Hüttenbau, soweit von einem solchen die Rede sein kann, steht bei allen diesen Stämmen auf einer sehr niedrigen Stufe. Unter oder am Stamm eines dichtbelaubten Baumes, in der Nähe eines Wasserloches gelegen, werden einige kleinere Stämme durch abgebrochene Querhölzer miteinander verbunden. Als Bindestränge dienen Schlingpflanzen. Gegen ein solches Rohrgestell werden einfach hohe Motacublätter gestellt. Halten diese Palmblätter in der Regenzeit nicht dicht, so schiebt man einige geflochtene Sitzmatten oder Patujublätter auf der Innenseite zur Dichtung dahinter. Unter dieser dann immer noch dürrtigen Bedachung hängen regellos wie Lianengewirr schwere Hängematten, ihr wichtigster Wohnbesitz, kreuz und quer durcheinander (Abb. 6). Man findet immer, daß jeder einzelne erwachsene Bewohner daneben seine eigene Feuerstelle unterhält, nur Gatten eine gemeinsame. Sind die Jagdgründe in der Umgegend eines Lagers nicht mehr ergiebig genug, tritt Wassermangel ein oder droht Hochwassergefahr, so wird das Lager einfach verlassen, aber niemals zerstört, ein neues an besser geeigneter Stelle zu errichten.

Die Hängematten bestehen aus Längsschnüren in Lagen von 3 bis 3,5 m Länge, durch wenige Querstreifen etwa 80 bis 90 cm breit, an mehreren Stellen



Abb. 6. Lager der Siriono (Tirinié) in den Wäldern am Rio Grande.

nahe der Mitte einfach verknüpft. Oft ist nur eine Querverbindung für die Lagerung des Beckens vorhanden, nicht ganz in der Mitte, etwa im Abstandsverhältnis von 4 zu 5 von den Enden. Auf Jagdzügen wird eine ganz kleine Hängematte mitgenommen, in der eigentlich nur das Gesäß Platz findet, auf den Aufhängeschnüren der einen Seite balanciert der Kopf, auf der Gegenseite ein Bein, während das andere die Hängematte zur Abwehr der Moskitos in schaukelnder Bewegung hält.

Unter den von ihnen im Walde gesammelten Früchten sind die der Motacu-, Chonta- und anderer Palmen zu nennen. Die Früchte der Motacu-Palme werden im Feuer geröstet, die dünne Schicht über dem dicken Fruchtkern nagen die meisten Siriono mit den Zähnen ab, nur bei Frauen der Tirinié sah ich sie auch mit einem dünnen Holzstäbchen abschaben. Besonders schätzen sie die Früchte des Coquino und Paquio. Um die Früchte des Paquio (*Hymenaea Courbaril*), eines sehr hohen mächtigen Baumes zu erreichen, bedienen sich die Siriono zwischen Grande und Mamoré besonderer Hilfsmittel. Die Ñeozé und Tirinié brechen einen ca. 10 cm dicken Stab ab, binden ihn mit Bihucosträngen in Abständen von ungefähr 50 cm an den Stamm. An der dünnen Stange halten sie sich mit den Händen, auf die Bihucostränge setzen sie ihre Füße wie auf Leitersprossen. Häufig benutzen sie, um auf einen großen, schwer ersteigbaren Baum zu gelangen, einen kleineren Nachbarbaum, um von einer hochgelegenen Astgabel einen etwa 10 cm dicken langen Pfahl zu einer erreichbaren Astgabel des größeren Baumes eventuell unter Sicherung durch Bihucoumwicklung zu legen. Daran hangeln sie hinüber. Kleinere Bäume erklettern sie unter Umklammerung mit gefalteten Händen, dann stemmen sie unmittelbar unter den Händen die Füße mit den Sohlenflächen gegen den Stamm, um dann die Arme ruckweise emporzuschellen, dann wieder die Füße nachzuziehen usw. Trotz solcherweise gut ausgebildeter Klettermethoden sieht man viele schwere Knochenbrüche von Unfällen bei Kletterkünsten. Suchen sie z. B. in den Zweigen hängengebliebene Pfeile, und eine der am Wirtsbaum hängenden als Kletterseile benutzten Lianen reißt, so können böse Abstürze erfolgen, wie mir einmal ein armer Kerl mit einem Beckenbruch mimisch seinen Unglücksfall darstellte. Bei den Siriono wäre er dem Hungertode ausgesetzt worden. Mozos von einer Ansiedlung fanden ihn auf, wo er Verpflegung bekam. Ein Siedler fand einmal eine fast verschmachtete Frau mit einem Knöchelbruch in einem tief ausgehöhlten Loche, oben mit Zweigen verdeckt. Ausgeheilt lief sie eines Tages davon.

Auch zum Überqueren von Flußläufen können Lianen benutzt werden. Als D'Orbigny<sup>1</sup> zwischen dem 8. und 15. September 1832 mühsam den Pira'y hinauffuhr, hatte er mehrere Lianenbrücken der Siriono zu zerstören, um passieren zu können. Er erzählt, daß sie Pfähle auf dem steilen Ufer einschlugen, einige gerade, um das Seil zu halten, andere schief, um es zu stützen, ungefähr nach dem System der Hängebrücken. Um die Stämme sind Lianen geschlungen, die sie dann an vorspringenden Baumstümpfen inmitten des Flusses befestigen und an anderen Pfählen, die auf die gleiche Art am Gegenufer aufgestellt wurden. Diese Lianen werden also über das Wasser gehängt, man konnte sich beim Überschreiten daran festhalten, um nicht von der Strömung mitgerissen zu

<sup>1</sup> D'Orbigny, Alcide, *Voyage dans l'Amérique méridionale*, Tome III, S. 253, Paris 1844.

werden. Übrigens sah D'Orbigny damals nur frische Spuren dieser Wilden. Aber auch solche waren zu unserer Zeit nicht mehr am Fluß, erst in der Tiefe der Wälder zu entdecken. Von den Ufern selbst scheinen sich die Siriono jetzt weiter als früher zurückgezogen zu haben.

Die Siriono sind noch heute in erster Linie schweifende Jägervölker, aber daneben betreiben sie einen, wenn auch ziemlich unregelmäßigen Anbau von Mais, Yuca und des Papaya-Baumes<sup>1</sup>. Tiere aller Klassen dienen ihnen als Nahrung, die zwei Wildschweinarten Boliviens, Gürteltiere, Hochis, Eichhörnchen, Schildkröten, auch Schlangen, Insekten und Würmer, nur Frösche habe ich sie nie verzehren sehen, vielleicht aus Furcht, weil man hier wie im Hochlande annimmt, daß diese Tiere in magischer Beziehung zum Wasser stehen.

Alles Fleisch wird in glühender Holzasche geröstet, bei kleineren Säugtieren, z. B. bei Affen, werden zuerst die Haare abgesengt, dann der kahle Körper ohne Herausnahme der Eingeweide in der Asche zwischen glühenden Holzstücken mehr geröstet als gebraten. Bei großen Tieren, wie beim Wildschwein, Capybara, Tapir, Riesengürteltier und Krokodil werden, und zwar am Orte der Erlegung, die ganzen Eingeweide herausgenommen, nachdem der Bauch der Tiere mit einem Tacuara-Messer aufgeschlitzt wurde.

Um zu trinken, falten die Ñeozee unterwegs ein Patuju-Blatt zu einer flachen Schale zusammen, um sie nach Gebrauch fortzuwerfen. Patuju-Blätter dienen auch zum Einwickeln von Lebensmitteln.

Bei den Siriono werden auch Maisklöße gedünstet. Die unter Wasserzusatz aus fein gestampftem Maismehl gekneteten Klöße werden in feuchte Patuju-Blätter gewickelt, in einen damit ausgekleideten Topf gelegt und mit ebensolchen Blättern bedeckt. Das Ganze wird dann zum Dünsten aufs Feuer gestellt.

Halsketten werden nicht nur zur Zier getragen, zum Teil besitzen sie eine magische Bedeutung oder dienen praktischen Zwecken, wie zum Befestigen von Werkzeugen (Abbild. 12, Fig. 7). Männer und Frauen tragen Bindungen aus dünnen Schnüren über dem Hand- und unter dem Kniegelenk. Sie bilden eine Art von Hindernis gegen den Ana-Geist und sollen den Gliedern Stärke verleihen. Über dem linken Handgelenk werden bei den Männern diese Bindungen oft zu einem Schutz gegen das Schnellen der Bogensehne verstärkt (Abbild. 8). Bei Frauen fand ich z. B. bei den Ñeozee von Santa Maria mehrfache Kettenreihen von Samenfrüchten, die sie Kea nennen (Abb. 12, Fig. 6), ferner nur aus Eckzähnen, bei Tirinié-Frauen nur aus Backenzähnen vom Tejon. Nur die Frau trägt Ketten aus Samen. Ein ganz merkwürdiger Schmuck aus den Trachealringen vom Tucan, die sicher eine magische Bedeutung haben, wurde vor Antritt einer längeren Reise durch unbekanntes Waldgebiet von dem Führer angelegt. Kinder trugen ein Halsband aus den Schulterknochen von Landschildkröten (Abbild. 12, Fig. 4). Auch bei den eigentlichen Siriono zeigen Männer wie Frauen auf den Streckseiten der Oberarme Reihen von Punktiernarben, bei den Frauen sogar vom Halsansatz über die Schulterecke bis zum Ellbogen verlaufend. Die Punktierungen werden mit dem Stachel der Raya (*Trygon hystrix*) eingestochen, der vorher noch besonders geschärft wird (Abbild. 12, Fig. 5a u. b).

<sup>1</sup> Carica Papaya, auch Melonenbaum genannt.



Dieser rauhhäutige, dunkelbraune Rochen mit gelben, von schwarzen Ringen eingefassten Flecken auf dem Rücken, lebt auf dem Grunde der Flüsse. Bei flachem Wasserstande vermag er in den Fluß tretenden Leuten mit einem Schlag seines Schwanzes, der mit einem starken und zwei dahinter folgenden kleineren Ersatzstacheln bewehrt ist, ganz scheußliche, sehr schwer zu heilende Wunden beizubringen. Man schreibt daher gerade der Benutzung eines solchen Stachels, den ich auch zum Bohren anwenden sah, eine magische Wirkung zu.

Bei den Frauen der Tirinié fand ich ein seltsames Amulett, eingetrocknete Stücke Nabelschnur ihrer Kinder, die eng eingebunden an einer Schnur um ihren Hals und um den des Säuglings hingen (Abbild. 12, Fig. 1). Letztere tragen dieses Bündel auch oft um das rechte Handgelenk geknüpft (Abbild. 7). Für die gefährdeten ersten Monate ist die Nabelschnur ein wichtiger magischer Schutz für das Neugeborene. Wir stoßen hier auf eine besondere Vorstellung von der Bedeutung des Nabels: wie die Wurzel den Baum aus der Erde, so nährt die Nabelschnur das Kind aus der Mutter. Der Vorstellung, daß die Lebensfunktionen des Kindes aufs Engste mit dem Umbilicalstrang verbunden bleiben, der deshalb aufzubewahren ist, begegnen wir von den niedrig stehenden Siriono an bis zu den Kulturvölkern der Anden. Die alten Inka hoben die sorgfältig getrockneten Reste der Nabelschnur auf, und wenn ein Kind krank wurde, ließ man es an diesem getrockneten Rest saugen. Heute noch vermahlen die Aymara des bolivianischen Hochlandes getrocknete Nabelschnur zu Kindermedikamenten. Die Nabelschnur wird mit einem Tacuara-Messer abgeschnitten, dann gibt der Vater dem Kind den Namen. Die Ñeozee scheinen eine Art von Männerkindbett zu üben. Der Vater lag mehrere Tage vor der Geburt in der Hängematte.

Nach der Geburt eines Kindes, aber auch bei anderen Gelegenheiten tragen die Ñeozee einen besonderen Federschmuck, rote Bauchfedern vom Tucan vorn ins Haar über der Stirn festgeklebt, über dem Oberkopf Federn vom Crax sclateri und über dem ganzen Hinterkopf rotbraune Brustflaumfedern vom Motum (*Crax carunculata* Temn.). Der Tucan (*Ramphastos toco*) gilt seines langen Schnabels wegen als dämonisches Tier, deswegen flocht sich die Mutter seine roten Bauchfedern als Abwehr ins Haar, das Kind müßte sonst sterben.

Junge Tiriniémänner trugen blaßrote Federbüschel eines rosaroten Löffelreihers (*Ajaia ajaja*), der scheu und schwer zu erbeuten ist, zu beiden Seiten über dem Ohr herabhängend; die Jande kleine Straußenfedern. Da Wachsreibungen kaum aus den Haaren zu entfernen sind, so wird nach längerer Zeit der Schmuck einfach dadurch entfernt, daß die Haare kurz geschnitten werden. Die Sitte, die Haare der Augenbrauen auszureißen, bei manchen Ñeozee- und Tirinié-Frauen, die Schamhaare zu entfernen, ferner die Haargrenze durch Ausrupfen an der Stirn weiter hinaufrücken zu lassen, ist bei allen Siriono-Stämmen üblich. Geschnitten wird das Haar bei allen, bei den Siriono-Männern sogar recht kurz. Neben scharfen Tacuarasplittern werden auch Muschelschalen zum Haarschneiden benutzt, gelegentlich ist dazu eine Schneideunterlage aus Holz notwendig.

Die Tiriniéfrauen pflegten sich das ganze Gesicht mit Ausnahme der Nase und der weichen Augenlider lebhaft mit Urucu zu bemalen, die Ñeozee-Frauen vor allem Stirn und Wangen. Irgendwelche geometrische Muster fehlen,



ebenso wie die durch Rayastacheln geübte Punktierung keine geometrischen Muster kennt, nur Striche, unregelmäßige Punktreihen oder Punktfelder aufweist. Die Urucubemalung wurde einmal von einer Frau aus Furcht vor Fremden angelegt, soll also wohl auch eine mystische Schutzwirkung üben.

Zur Ausrüstung der sonst nackten Siriono gehört eine geflochtene Tasche aus Motacublättern (Abbild. 13, Fig. 2). Natürlich werden auch das Hirazi-Instrument, Rayastacheln und Palometa-Kiefer häufig mitgeführt.

Die Neoze konnten durch die Anlage von Pflanzungen und die Ausnutzung dort wachsender Baumwolle zu weiterem Besitz gelangen. Die Waffen und einen Teil der Flechtereien fertigten nur die Männer. Die Werkzeuge dagegen, welche zum Einern und zum Erwerb des größeren Besitzes der Neoze dienen, werden nur von Frauen gehandhabt wie z. B. die Spindel. In ihren Chacos werden von den Weibern Grabstöcke aus schwerem Chontaholz mit einem zu einer kleinen Schneide zugespitzten Ende verwandt. Dieses dient z. B. zum Herausstechen der Yucawurzeln, des Palmito (Palmenkern) der *Chamaerops humilis*-Palme, zum Löcherstechen beim Säen des Baumwollsamens. Das andere stumpfe Ende wird auch als Stößel zum Zerquetschen des Maises in den aus dicken Tacuara-Stücken ausgehöhlten Mörsern gebraucht (Abbild. 13, Fig. 6).

Die Pflanzungen ähneln im Aussehen eher einem regellosen Gestrüpp zwischen angekohlten oder verwitterten Stämmen der bei der vorausgehenden Rodung umgelegten Bäume, falls man nicht an und für sich einen Windbruch dazu benutzte und diesen nur notdürftig zur wahllosen Anpflanzung von Yuca, Mais, Tabak usw. herrichtete.

Die von den Fruchtkernen abgezupfte Baumwolle wird mit 1,20 m langen ungefügten Handspindeln aus Chontaholz, deren Schwungrad aus einer durchbohrten gebrannten Tonscheibe besteht, zu grobem Faden gesponnen (Abbild. 12, Fig. 3). Die Baumwollfäden geben, oft mit Uruco gefärbt, das Material für geknüpfte Kindertragbinden und die Querknüpfungen der Hängematten her. Für die dem Gewicht nach recht schweren Hängematten werden jedoch hauptsächlich geflochtene und gewachste Schnüre aus Pflanzenfasern (Bromeliaceen) verwandt. Diese Erzeugnisse sind Errungenschaften, welche die anderen Siriono weit über die Quruñu'a hinausheben, auch wenn sie keinerlei Weberei kennen. Zur Bereitung der Maisklöße stellen die Siriono einfache Gefäße aus freier Hand geformt oft bis zu recht beträchtlicher Größe her. Daneben benutzen sie Becher aus verschiedenen Fruchtschalen, z. B. der Tutuma (*Crescentia cujete*), zum Wassertrinken, zum Einsammeln von wildem Honig usw. Die Masse, aus der die Gefäße, der Spindelkern, sowie Tabakpfeifen bei den Siriono hergestellt werden, ist ein Gemisch von Ton mit einem Pulver aus zerstampften Motacufruchtkernen. Infolgedessen zeigen diese Gegenstände nach dem Brennen unter ringsum geschichteten Holzschichten feine Poren. Die Oberfläche des gebrannten Tons wird vielfach mit der Außenfläche der Schale einer großen Waldschnecke (*Bulimus*) poliert. In den etwa 18 cm langen Tabakpfeifen wird der Tabaksaft von diesen Poren aufgesogen. An ihrer Unterseite weisen die Tabakpfeifen einen anmodellierten Knopf auf, um sie bequemer hochzuhalten, mit ihrer Öffnung sind die Tonpfeifen nämlich nur wenig nach oben gebogen (Abbild. 13, Fig. 5). Raucher pflegen, wenn sie dabei nicht in der Hängematte liegen, den Kopf manchmal etwas in den Nacken zu beugen, um den zu kleinen Stückchen zerblättern Tabak nicht aus der trichterartigen Pfeifenöffnung zu verlieren.

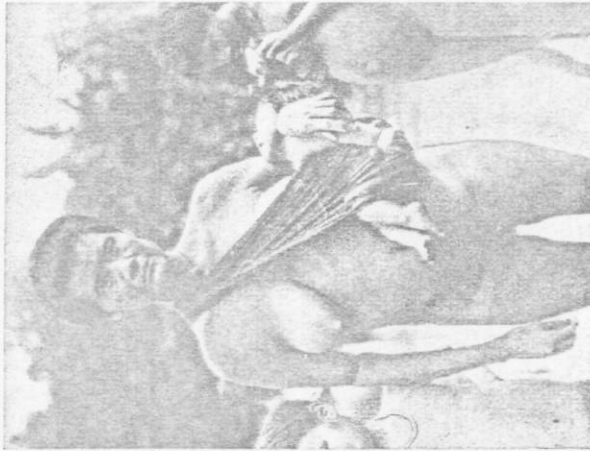


Abb. 7. Tirinié-Frau mit Kindertragbinde, Nabelschnur-Amulett am Hals der Mutter und um das linke Handgelenk des Säuglings.

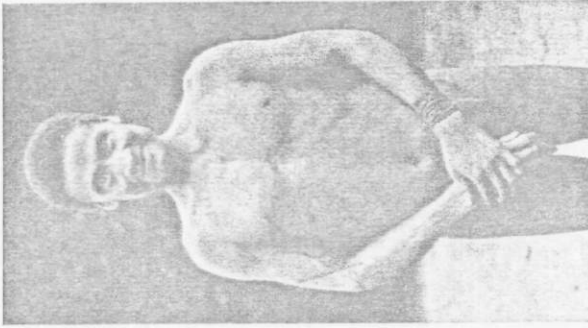


Abb. 8. Tirinié, Rio Grande-Mündung. Schutz-Umwicklung gegen das Schnellen der Bogensehne um das linke Handgelenk.

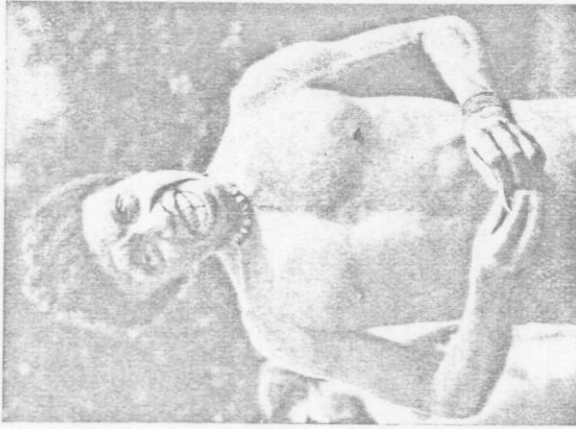


Abb. 9. Tirinié mit welligem Haar. Rio Grande-Mündung.

Der Feuerquirl besteht aus einer Unterlage von Picanaholz (*Cordia nodosa*), das eine kleine Aushöhlung zeigt, mit einer anschließenden Rinne bis zum Rand des Unterlageholzes. In dieser Aushöhlung wird unter leichtem Druck das abgerundete Ende eines Hartholzes so lange herumgequirlt, bis glimmende Funken auf einen darunter gelegten Zunder aus der Blütenhülle der Motacupalme fallen. Dieser Vorgang dauert etwa eine Stunde, bis das Feuer entfacht ist, gelangt aber nur höchst selten in Notfällen zur Anwendung und war nur älteren, erfahreneren Leuten bekannt. Die Ñeozee üben in der Praxis angelegentlich eine dauernde Feuerbewahrung aus. Immer wird ein Stück glimmenden Holzes unter der Asche verwahrt. Auf Reisen werden lange, glimmende Stücke der Motacublütenhülle in feuchte Patujublätter gewickelt, mitgeschleppt. An häufig begangenen Wegen unterhalten sie regengeschützte Depots glimmenden Zunders, und so sorgfältig wird diese ewige Feuerbehütung niemals außer acht gelassen, daß sie stets aus einer langsam glimmenden Motacublütenhülle in wenigen Sekunden Feuer anblasen können.

Die Tirinié habe ich recht behende, Männer wie Frauen, schwimmen sehen mit Paddelbewegungen wie die Hunde. Dabei sind alle gute Fischer. Blitzschnell habe ich sie Fische, so kleine Panzerwelse (*Acestra boliviensis*) trotz der Stacheln mit den Händen aus dem Wasser greifen sehen. Fischnetze habe ich nie bei ihnen beobachtet.

Der bis 3 m lange Bogen wird bei den Siriono rund zu sich verjüngenden Enden gearbeitet, am zierlichsten bei den Ñeozee von Santa Maria, von mittlerer Stärke bei den Stämmen am Grande, als Ganzes bleibt die glatte Form des Bogens ohne Einkerbungen für die Schnurenden die gleiche. Die Ñeozee verwenden teilweise, damit die dicke gedrehte Bogenschnur fest sitzt, eine feine Schnurumwicklung kurz vor den zu einer konischen Spitze auslaufenden Bogenenden (Abbild. 11).

Bei den Ñeozee pflegt man die Bogen mitunter feucht aufzubewahren, besonders in gespanntem Zustande. Umgekehrt kennt man eine besonders pflegsame, gegen Nässe schützende Aufbewahrung der Pfeile, die kaum kürzer, aber in der Form gleich denen der Quruñgu'a sind. Neben Vorräten von unbearbeitetem Chujio-Rohr sucht man nämlich die Pfeile auf hoch angelegten Gestellen besser gegen Regen durch zahlreiche Motacu-Blätterlagen zu schützen. Halbwüchsige Knaben führen gleichgearbeitete, aber viel kleinere Kinderpfeile.

Die zur Herstellung verwandten Werkzeuge, das schon erwähnte Hirazí oder 'Aik'udin, große, am Bruchende scharf schneidende Sumpfschnecken-schalen, die scharfen Ränder von Tacuara-Splittern usw. sind bei allen die gleichen. Auch in Umfang und Form der Flechtarbeiten aus jungen Motacublättern, Sitzmatten und Tragtaschen in verschiedener Gestalt, je nachdem sie über die Schulter, den Rücken oder in der Hand getragen werden, tütenförmigen Behältern usw. sind wenig Unterschiede vorhanden. (Abbild. 13, Fig. 1—3).

Bei Anfertigung eines geflochtenen Feuerfächers verfährt ein Ñeozee folgendermaßen: Ein etwa zwei Handspannen langes Stück des Blätterstieles eines noch jungen, gelben, also noch nicht chlorophyllhaltigen und weichen Innenblattes der Motacupalme wird abgeschnitten. Ihm liegen die schmalen Einzelblätter des gefiederten Blattes noch dicht an. Zwischen den beiden Seiten mit den anliegenden Einzelblättern am Blattstiel wird ein schmaler Streifen

tangential abgeschnitten. Dann können die Einzelblättchen, es waren 17 bis 18, jederseits abgebogen werden, um schräg überkreuzt verflochten zu werden. Ist der Fächer lang genug, so werden die Einzelblättchen an der einen Seite umgekniffen, dann immer wieder unter zwei Streifen gesteckt und so rückwärts verflochten. Die der anderen Seite kniff man um die so entstehende Kante, um sie dann ebenso auf der anderen Seite rückwärts zu verflechten.

Bei den Siriono ist eine auch sonst bei südamerikanischen Indianern ausgesprochene Erscheinung einer sprachlichen Aufteilung in kleinste Gruppen festzustellen. Bei allen Siriono ließen sich bei anfänglich stummem Verharren Wortverzeichnisse in mühsam geduldiger Aufnahmearbeit erlangen. Jüngere Leute bewiesen zum Teil eine äußerst rasche Auffassungsgabe; ihnen vorgedrohte Worte irgendeiner Sprache, selbst des Deutschen, sagten sie fast fehlerfrei nach.

Nachdem meine Aufzeichnungen des Sprachschatzes der Ñeozee einige Fortschritte gemacht hatten, insbesondere aber unter Mithilfe des schon erwähnten spanisch sprechenden Ñeozee und der Franziskanerpatres von San Pablo, sollte ich auch etwas von den religiösen Anschauungen und den Sagen dieser Leute erfahren. Hier sei nur kurz berichtet: Amé nennen sie, wie den Großvater oder Dorfältesten, auch den großen Häuptling, der in M̄baerunya ist, d. h. wo alles drinnen ist, wir könnten etwa sagen „im Himmel“. In M̄baerunya trinkt der Amé Chicha und hat beliebig viel Weiber. Zu ihm kommen die Toten, nur diejenigen Ñeozee, die nicht zu jagen verstehen, dürfen nicht nach M̄baerunya, sie müssen dann als Geister hinter Schweine- und Affenherden einherziehen. Manche Stellen des Waldes werden dieser Geister wegen furchtsam gemieden. Vor dem Lager, an Stellen erfolgreicher Jagd, werden Jagdzauber errichtet, die Schädel der erlegten Tiere auf einen Stab gesteckt, Büschel von Federn erlegter Vögel angebunden (Abbild. 13, Fig. 4), damit sie neue Jagdtiere anziehen, Maisbündel an Sträucher vor dem Dorf angebunden, damit der Chaco gute Ernte bringe. Yaritata nennen sie die Sterne, die Feuer, welche die Leute von M̄baerunya jeden Abend anzünden. Sonne und Mond spielen eine Rolle, besonders aber Ana, der böse Geist. Er macht die Leute krank, wenn er in sie hineingeht. Heilmittel kennen sie nicht, wenn man nicht etwa das Schröpfen mit Rayastacheln darunter rechnen will. Die Tirinié-Frauen habe ich ihre Kinder bei Kopfschmerzen, überhaupt bei Kranksein, Klapse auf den Kopf versetzen und bei Leibschmerzen den Bauch in forcierter Weise kneten sehen. Wenn jemand bei den Ñeozee schwer krank wird, so stellt man in die Nähe des Kranken ein vier- bis fünfjähriges Mädchen mit einem Schädel in den Händen. Der Schädel läßt den Kranken wissen, ob er leben oder sterben wird. Man denkt sich also den Schädel noch von einem Geist bewohnt.

Die Ñeozee bevorzugen neben dem wilden Honig, dem alle besonders nachstellen, Mais oder Yuca zur Chicha-Bereitung in großen Tongefäßen. Die zum Gären zu bringende Masse sah ich nur mit den Händen durchkneten, nicht durchkauen wie bei anderen Indianern. Soweit ich selber beobachten konnte, finden die Tanzfeste der Ñeozee bei Vollmond statt. Bei den Ñeozee und Tirinié tanzt man ohne Waffen. Mehrere Männer haken sich oft dabei nebeneinander unter, legen den Kopf bei steil aufgestrecktem Hals nach hinten und tanzen so unter schrillen Ausrufen „Hütta, tütta“ im Stampfschritt auf der Stelle. Auch um den Amé günstig zu stimmen, daß er Früchte wachsen lasse, werden

Tänze von den *Ñeozé* aufgeführt. Nur bei den *Tirinié* sah ich auch die Frauen tanzen, sich unterhakend, watschelten sie still, auch halbwüchsige Mädchen dazwischen, immer über die große Zehe des linken Fußes tretend, im Kreise umher (Abb. 5).

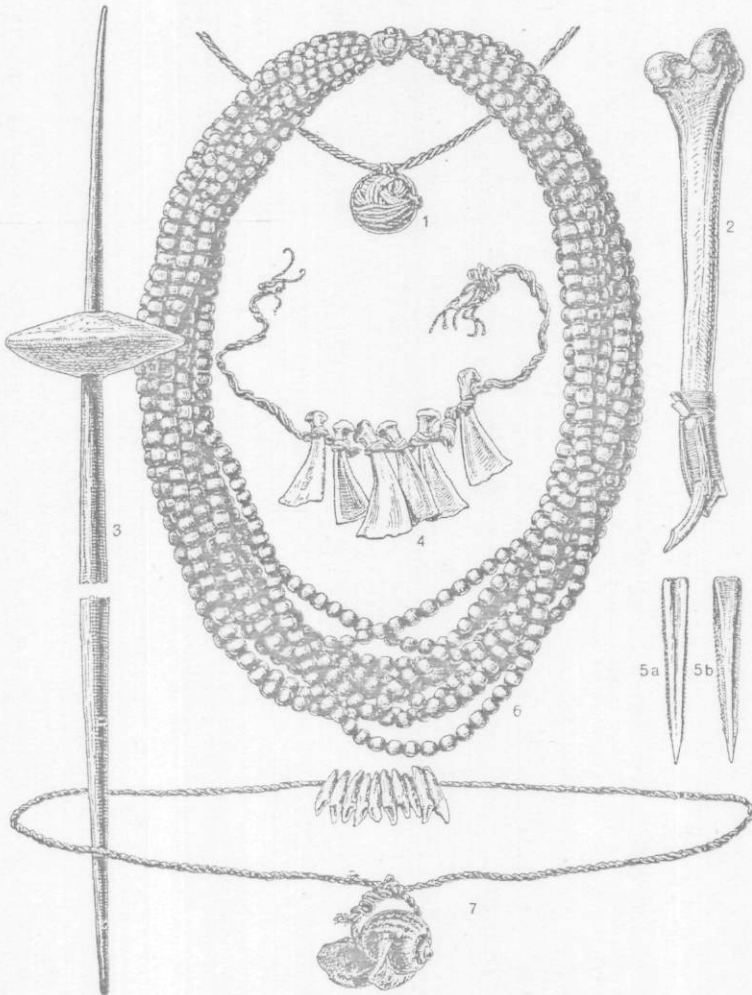


Abb. 12. Schmuck und Werkzeuge der *Siriono*.

1. Schnurumwickelte Kugel m. getrockneten Nabelschnurresten im Innern, Halsband eines kleinen Kindes.
  2. *Hirazi* oder *Aikudin* genanntes Universal-Schneide-Instrument aus dem Schneidezahn vom *Dasyprocta aguti*, durch Schnurumwicklung eingeschäftet in die Bruchstelle eines Oberschenkels vom *Mycetes seniculus*.
  3. 1,20 m lange Handspindel aus *Chonta*-Holz, m. Schwungrad aus einer gebrannten Tonscheibe.
  4. Halsschmuck eines Kindes aus den Schulterknochen einer Sumpfschildkröte.
  - 5a u. b) Punktierstifte aus Rochenstacheln (*Trygon hystrix*).
  6. Halsschmuck der *Tirinié*-Frauen aus 10 Ketten von *Kea*-Kernen.
  7. Halsschmuck aus durchbohrten Eckzähnen vom *Mycetes*, daran gebunden eine Sumpfschneckenschale, deren ausgebrochener scharfer Rand zum Schaben dient.
- 1-2. *Torno Largo* am *Mamoré*, 3-6. *Santa Maria* bei den *Guarayo*-Missionen. 7. *Rio Piray*.



Eine auffallend höhere Entwicklungsstufe der *Ñeoze* kann man wohl darin erblicken, daß sie ihren Toten eine pietätvolle Behandlung zuteil werden lassen. Aber auch hier verläßt man nach dem Ende möglichst schnell mit den Sachen das Lager, den Geist des Abgeschiedenen fürchtend. Ein mir schon gut vertrauter *Tirinié*-Stamm riß sofort, als ein bei mir befindlicher *Mojos*-Indianer zufällig ertrank, in die Wälder aus, weil der Tote sich wahrscheinlich alsbald jemanden zur Begleitung mitnehmen würde. Dieser Glaube ist der Grund, weshalb nach jedem Todesfall das Lager verlassen wird, oder warum man sogar schon von einem Sterbenden davonläuft.

Die *Ñeoze* setzen ihre Toten auf Matten, schlagen sie darin ein und errichten darüber eine kleine Hütte aus *Motacublättern*. Selbst auf ihren Jagdzügen verfahren sie so. Wenn sie daheim, d. h. in einem Dauerlager für mehrere Monate sind, so legen sie die Matten erst auf ein ein bis eineinhalb Meter hohes Gestell über dem Erdboden. Darunter oder daneben zünden sie einen Tag lang Feuer an, damit der Verstorbene sein gewohntes Feuer hat, wahrscheinlich auch den Geist des Toten darin einzuschließen. Auch essen die Verwandten am Todestage nichts bis zum Nachmittage. Inmitten einer verlassenen großen Dorfanlage tief in den Wäldern östlich vom Grande fand ich eine hohe große Grabhütte, die man wenige Monate vorher einem angesehenen, etwa 65jährigen Häuptling nach seinem Tode errichtet hatte. Sie war viel sorgfältiger gebaut, als sonst die Lager der *Ñeoze*. Den Grundriß bildet ein unregelmäßiges Fünfeck, als Eckpfeiler waren teils Stämme gewachsener Bäume, teils eingegrabene Pfähle benutzt worden. Etwa 2 m über dem Erdboden sah man die Pfosten durch Querhölzer verbunden, auf denen wieder in der Mitte 10 Stämme ruhten. Auf ihnen lag das Skelett, in Matten gewickelt. Fünf Feuerstellen hatte man dem toten *Pava* für die Nacht nach seinem Tode am Boden der Hütte angezündet. Ihre Wände aber bildeten ausgesucht schöne und große, bis zu 8 m lange *Motacublätter*, die, rings um das Hüttengestell gelegt, sich mit ihren Spitzen zu einem hohen Dom über dem Grablager zusammenschlossen. Das Ganze verfehlte nicht, im Düstern des Waldes unter hohen mächtigen *Mahagonibäumen* einen ehrwürdigen Eindruck zu machen.

Sind die Knochen nach Monaten auseinandergefallen, so werden sie in dem verwitterten alten Lager verscharrt, der Schädel in die Wohnstätte mitgenommen. Eine *Ñeoze*-Mutter hatte die Schädelknochen eines etwa dreijährigen Kindes in einem aus *Motacublättern* geflochtenen Körbchen neben ihrer Hängematte angebracht (Abbild. 13, Fig. 2).

Rassenanatomisch ist der Unterschied zwischen den *Quruñgu'a* und den eigentlichen *Siriono* nicht unbedeutend. Einige Merkmale haben jedoch alle gemeinsam. Dies sind im Alter stark vorspringende Überaugenwülste am sonst hochgewölbten Schädel. Eine osteologische Bearbeitung steht noch aus. In ihrem Schädelbau stehen sie dem Schädel von *Punin* unfern *Riobamba* (Ecuador) nahe. Auch die *Siriono* zeigen selbst bei älteren weiblichen Schädeln schwache Überaugenwülste, niedrige Schädelwölbung, nur wenig hervorragende Warzenfortsätze und obendrein als primitives Merkmal eine im Boden des *Tympanicum* (Trommelfellknochen) bestehende Knochenlücke. Da man den *Punin*-Schädel bisher als den geologisch ältesten Fund im mittleren Südamerika zu betrachten hat, so müssen die *Siriono* auch aus diesem Grunde als lebendes, wenn auch durchgemischtes Überbleibsel einer

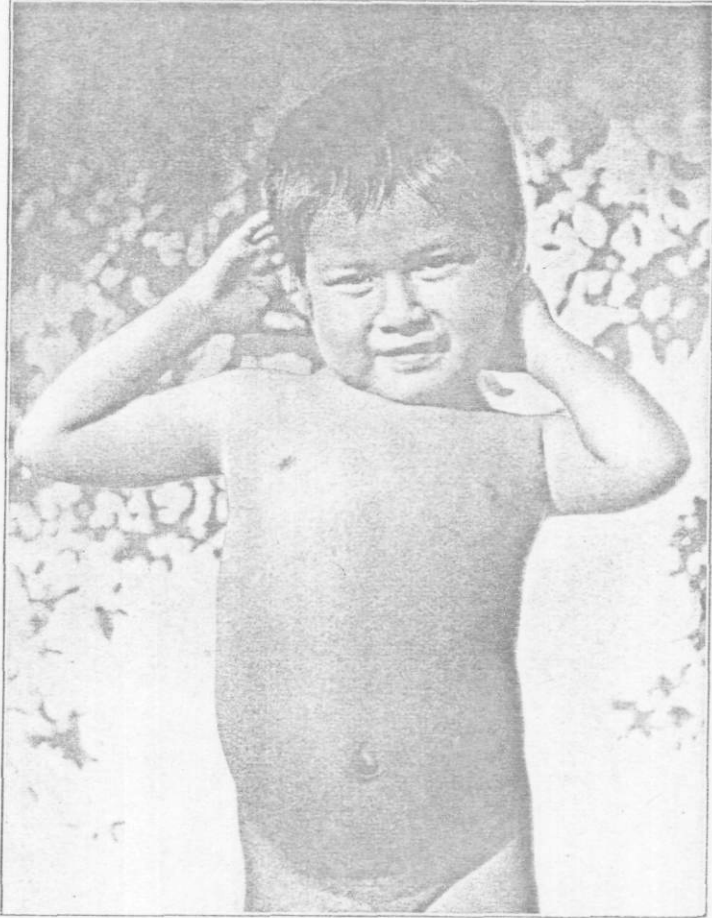


Abb. 10. Dreijähriges Ñeozze-Mädchen „Irati“.

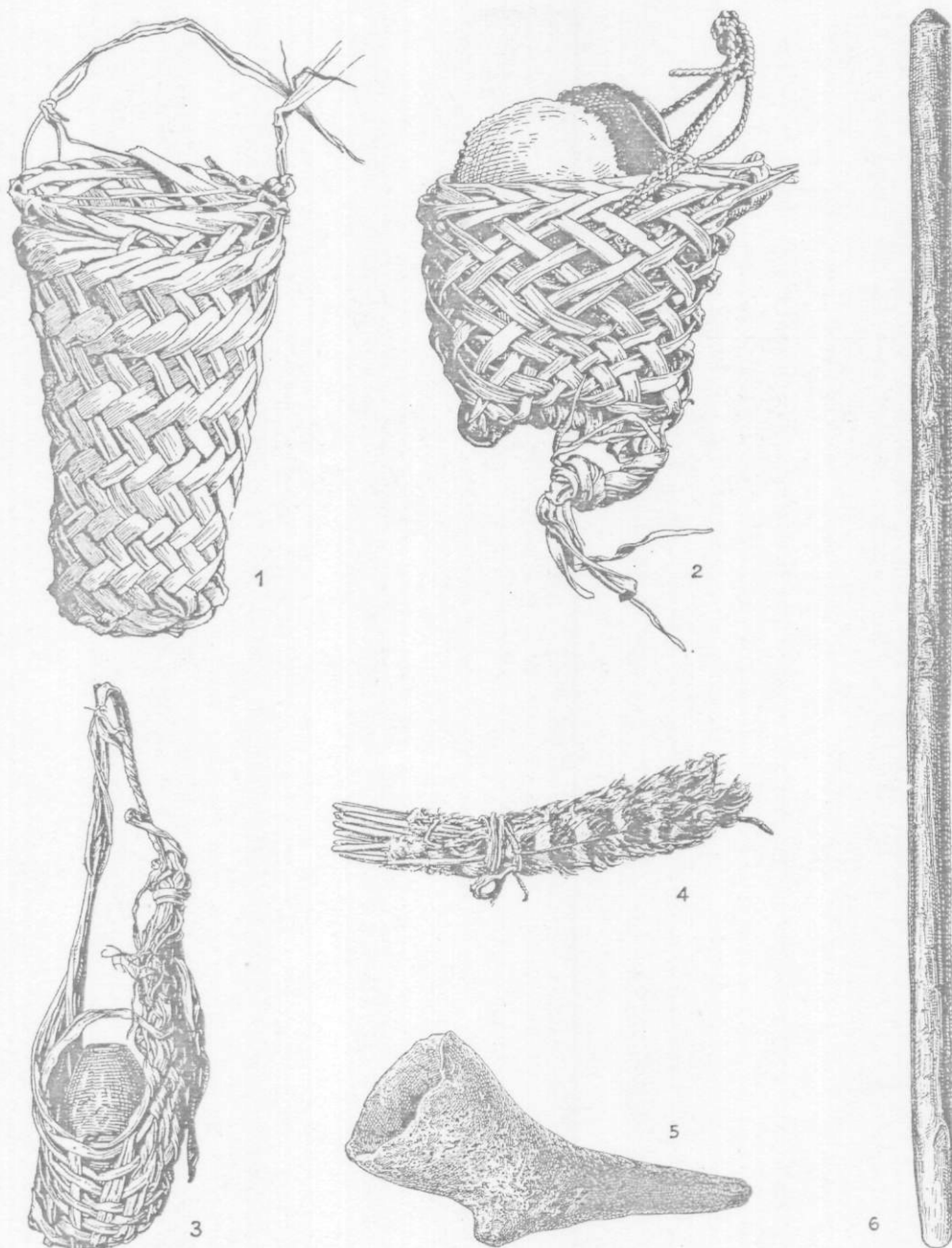


Abb. 13. Flechtarbeiten und Geräte der Siriono.

1. Rund geflochtenes Körbchen aus einem Motacu-Palmenblatt (*Attalea princeps*).
  2. Körbchen mit den Schädelknochen eines etwa dreijährigen Kindes.
  3. Achseltasche mit einem Wasserbehälter aus einer Kürbisschale.
  4. Jagdzauber aus zusammengebundenen Federn des Motum (*Crax sclateri*)
  5. Tabakspfeife der Neoze aus gebranntem Ton.
  6. Zugespitzter Grabstock aus dem eisenharten Holz der Chonta-Palme (*Guilielma insignis*); das abgerundete obere Ende dient auch als Stößel zum Zerstampfen von Maiskörnern.
- Sämtlich aus den Wäldern bei Torno Largo am Mamoré, Ostbolivien.

sehr alten südamerikanischen Vorbevölkerung gelten. Outes<sup>1</sup> beschrieb den Schädel eines etwa dreißigjährigen Siriono. Am Fuß ist das Tubercal calcanei auffallend lang und der M. gastrocnemius lang gefiedert ohne rechte Muskelbauchbildung, so daß jegliche Wadenrundung fehlt. Beides sind auffallende Primitivbildungen, die durch Anführung zahlreicher Einzelheiten im übrigen Körperbau ergänzt werden könnten. Die stark einwärts gestellten Füße anderer Indianer finden sich, namentlich bei älteren Frauen, auch bei den eigentlichen Siriono bis zum Extremen ausgebildet. Eine angeborene Anlage wird hier zeitlebens noch dadurch verstärkt, daß sie durch die Schrägstellung der Füße nach innen leichter hohes Gras und junges Buschwerk, mit denen das unerschöpfliche Wachstum des Urwaldes immer wieder ihre engen Pfade bedeckt, niederzutreten pflegen. Beim Hinsetzen auf den Erdboden, oft auch in der Hängematte, drücken die Frauen stets und zwar meist ihre linke Ferse vor den Damm, wahrscheinlich um so die unteren Körperöffnungen vor dem Eindringen von Insekten (Zecken) zu schützen. Die scheuen Gesichter waren durchaus nicht häßlich, zum Teil mit edel geformten Nasen bei ein wenig gewölbtem Nasenrücken. Daneben aber stehen Leute mit flacher und breiter Nase, völlig querstehenden Nasenlöchern, tief eingebuchteter Nasenwurzel, über der die Überaugenbögen unter einer fliehenden Stirn hervorspringen. Stets aber bleibt, so bezeichnend für viele indianische Rassen, ein starkes Ausladen der breitliegenden Nasenflügel (Abbild. 2 u. 4). Unter den jungen Tirinié-Frauen sah ich sogar auffallend hübsche Gesichter und schöngewachsene schlanke Gestalten, nur mit der häßlich wirkenden Fußstellung. Die Ñeoze, Tirinié usw. sind schwächer als die Quruñgu'a, ihre Frauen, bei einem Ñeoze-Stamm mit Körpergrößen von nur 144 bis 157 cm, oft sogar zierlich klein. Nachdem ich sehr viele Ñeoze, Tirinié, Jande usw. in verschiedenen Lagern gesehen hatte, drängte sich mir die Theorie auf, daß die vorerwähnten Siriono-Stämme durch Vermischung eines Primitiv-Volkes mit anderen, höher stehenden Indianern, insbesondere Tupi-Stämmen entstanden sein könnten. Auch aus den kulturellen Beziehungen zueinander ließen sich Stützen für diese Annahme finden. Ihre Hautfarbe weist sehr oft helle Nuancen auf. Wenn man von den Bolivianern hört, es soll fast weiße Siriono geben, so beruht das auf der richtigen Beobachtung, daß trotz des völligen Kleidermangels unter einer Horde, die lange Zeit nicht aus dem stetigen Halbdunkel des Urwaldes herausgekommen ist, sich ganz gelblichweiße Individuen vorfinden.

Wo besonders kleine Frauentypen vorkommen, möchte ich sie als Kümmerformen ansprechen, und das dürfte vielleicht auch bei den kleinen Guayaki<sup>2</sup> der Fall sein, den scheuen Bewohnern der zentralen Gebirgsketten im südöstlichen Paraguay. Manche Autoren haben auch in ihnen einen zurückgedrängten Rest einer südamerikanischen Urbevölkerung sehen wollen.

Es ist gut möglich, daß die Guayaki in Paraguay ebenfalls in die große Gruppe der primitiveren Unterschicht der indianischen Bevölkerung Süd-

<sup>1</sup> Outes, Felix, F., Description de un craneo siriono. *Physis*, t. VII, pp. 190—212, Buenos Aires 1924.

<sup>2</sup> Vogt, P. F. S. V. D., Material zur Ethnographie und Sprache der Guayaki-Indianer. *Zeitschrift für Ethnologie*. Jahrg. 35, Heft VI, S. 849—874, Berlin 1903, gibt auf Seite 860 ein ausführliches Verzeichnis der bis dahin über die Guayaki erschienenen Literatur.

amerikas, wie die Macu in Brasilien eingeordnet werden müssen. Ein direkter Vergleich zwischen Guayaki und Siriono aber wäre abwegig, denn diese Guayaki stehen doch noch immer höher als die Siriono, auch wenn sie körperlich eine kleine Rasse sind. Sprachlich haben die Guayaki auch viele Guarani-Wörter aufgenommen. Unter den ihnen eigentümlichen Sprachbesonderheiten spielen ebenfalls nasalierte Konsonanten wie ñd, ñy, ñb eine besondere Rolle. Ihre Sprache scheint, ebenso wie die der Ñeozé, reich an solchen Nasalierungen zu sein, im einzelnen aber finden sich vielerlei Verschiedenheiten. Die höhere Kultur der Guayaki zeigt sich darin, daß sie Tolderias besitzen mit Dächern auf Pfählen. Unter ihren Waffen finden sich Totschlägerkeulen. Ihre Flechttechnik, besonders mit Caraguatafasern, ist viel höher entwickelt als die der Siriono, das schwarze Wildwachs verstehen sie zu wasserdichten Überzügen der Körbe zu verwenden. Ganz besonders aber besitzen sie Steinwerkzeuge, besonders Steinäxte, die beim Aufsuchen des wilden Honigs angewandt werden, um Löcher in die Stämme zu schlagen.

In den künstlichen Erhöhungen an den Flußufern des Beni finden sich allenthalben Steinbeile, die auf dem Wanderwege und durch Tausch zu den einstigen Anwohnern gelangt sind. Das Wohngebiet der Siriono selbst entbehrt ja vollkommen aller Steine. Die Siriono besitzen nichts von jener früher in diesen Gegenden vorhandenen Kenntnis von Steinbeilen und leben nur in einer Holzkultur. Die Guayaki laufen zwar ebenfalls sonst unbekleidet herum, aber sie tragen etwa 40 cm hohe Pelzmützen, die für die Guayaki so eigentümlich sind. Die Guayaki schnitzen Pfeilspitzen mit vielfachen Zacken, die Siriono kennen nur die glatte Spitze, den Widerhaken am Pfeil durch Anbinden eines zweiten zugespitzten Holzstückchens und das an die Spitze angebundene Tacuaramesser. In alledem zeigt sich die weit höhere Kultur der Guayaki, nur in der Verwendung von in Affenfemora eingeschäfteten Nagetierzähnen als Werkzeuge findet sich etwas auffallend Gleichförmiges. Auch weiter nördlich kommen im ganzen Amazonas-Quellgebiet in seiner riesigen weiten Ausdehnung überall sporadisch nomadisierende Stämme vor, welche insgesamt auf einer niedrigeren Stufe stehen, als die sesshaften Indianerstämme an den betreffenden Orten. Dazu gehören z. B. die Katamanai im Gebiet der Chacobo, die Macu, welche schon Martius erwähnt, und die Koch-Grünberg an einzelnen Stellen näher untersucht hat. Aber alle diese weiter nördlich wohnenden primitiven Nomadenstämme scheinen ebenso wie die Guayaki doch immer einer etwas höheren Kulturstufe anzugehören. Als richtig wird sich wohl mehr und mehr erweisen, daß alle diese zerstreuten kleinen Stämme einer ursprünglichen Urbevölkerung angehören.

Nach den Erfahrungen, die man andernorts gemacht hat, sollte man annehmen, daß alle diese Völker einst vorher eine paläolithische Stufe durchlaufen haben, ehe sie von anderen einwandernden Stämmen in die Urwälder beiseite geschoben wurden und deswegen notgedrungen in eine Holzkultur zurücksanken. Der Feststellung, daß bisher nur neolithische Steinwerkzeuge in Südamerika gefunden wurden, räumen die meisten Autoren allgemeine Gültigkeit ein. Sie gelangen zu der Annahme, die Völker Südamerikas hätten eine paläolithische Entwicklungsstufe bereits überwunden, bevor sie den südamerikanischen Kontinent betreten.

Unter allen Grabungsfunden in Ostbolivien habe ich noch keine paläoli-



thischen Stücke mit den charakteristischen Retouchen zu sehen bekommen. Alle Steinwerkzeuge aus dem bereisten Amazonasflußgebiete zeigen schon einen neolithischen Charakter. Das bleibt eine Beobachtung, welche zu denken gibt.

#### YANEIGUA

Dieser Stamm stößt an die Südwestecke des Verbreitungsgebietes der Siriono. Seit Jahren beunruhigen sie sporadisch den Weg von Santa Cruz zu den Guarayo-Missionen und nach Chiquitos. Auch bei Yotaí und Ascencion sollen sie Überfälle versucht haben. Cardus widmet ihnen 17 Zeilen in seinem Werk über die dortigen Stämme. Sie sind noch am wenigsten erforscht. Irrtümlich werden auch die Taniete am Parapiti und die durch ihre Wurfkeulen bemerkenswerten Tsirákua als Yaneiguá bezeichnet.

Es handelt sich bei den Yaneiguá um einen Guarani-Stamm oder ein doch völlig guaranisirtes Völkchen. Jedenfalls sprechen sie einen Guarani-Dialekt. Sie sind von der Gruppe der Quruñgu'a und Siriono durchaus zu trennen. Es handelt sich um körperlich kleine Leute, von grazilerem, aber kräftigem Körperbau. Ihre Bogen und Pfeile sind etwa halb so groß wie die der Siriono und Quruñgu'a. Widerhaken werden aus dem massiven Holz herausgeschnitzt und nicht, wie bei den Siriono, durch eine gewachste Schnurumwicklung angefügt. In der Bewaffnung hebt die Yaneigua ihre Schlagkeule oder Macaba aus Chontaholz, auch Curúgua genannt, was aber nichts mit Quruñgu'a zu tun hat, hervor. Schlagkeulen sind eine charakteristische Waffe für die Tupivölker.

Die Wissenschaft wird sich beeilen müssen, jedes nur erreichbare Material all' der scheuen Bewohner fernster Urwaldwinkel zwischen den großen Stromgebieten des südamerikanischen Kontinents zusammenzutragen. Das tragische Aussterben eines Primitivvolkes wie der Quruñgu'a wird von der vorrückenden Kultur vielleicht ein wenig hinauszuschieben, aber nicht zu verhindern sein. In ihrer besseren Kenntnis liegt Rüstzeug zur Beantwortung von Fragen nach der Urbevölkerung Amerikas.